

STEFAN OEHM

Zeichen haben ein Leben nur im Gebrauch

Vorbemerkung

Was sind Wörter? Abstrakte Entitäten, mentale Zustände oder aber Bündel von Eigenschaften? Token eines Peirce'schen Type? Sind sie nur als ausgesprochene Wörter existent oder womöglich gar nicht? Oder sind dies alles unzureichende Ansätze, wenig zielführende intellektuelle Spitzfindigkeiten? Bei dem Versuch, eine plausible Antwort zu finden, wollen wir uns von zentralen sprachpragmatischen Überlegungen des preußischen Universalgelehrten Wilhelm von Humboldt leiten lassen, die, so die These, so triviale wie radikale Schlussfolgerungen zeitigen, die wir uns zu ziehen scheuen.

I.

Humboldt vertrat die Auffassung, dass es sich bei der Sprache *nicht* um eine persistierende physische Entität handelt, auf die wir im gegenständlichen Sinne des Wortes jederzeit *zugreifen* können: „Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes“ (Humboldt 1979: 418). Sie ist demnach ein *transitorisches Ereignis*, allein „in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens“¹ (ebd.: 418) gegeben. Sie hat nirgends, „auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, ihr gleichsam todter Theil muss immer im Denken aufs neue erzeugt werden, lebendig in Rede oder Verständnis“ (ebd.: 438). „Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia)“ (ebd.: 418). Für Humboldt ist also „nur das wirklich gedachte oder gesprochene Wort [...] das eigentliche Wort, das sich gleichsam tot in der Sprache forterbende nur die immer wieder und immer etwas anders belebte Hülle“ (Humboldt 1903: 422). Ihr eigentliches Dasein hat die Sprache „bloss in der Thätigkeit des jedesmaligen Hervorbringens“ (Humboldt 1903: 393; u. ders. 1979: 418), ihre wahre Individualität liegt „nur in dem jedesmal Sprechenden [...]. Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit.“ (Humboldt 1979: 439). Demgegenüber ist „[d]as Zerschlagen in Wörter und Regeln [...] nur ein todttes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung“ (ebd.: 419), erscheint die Sprache „als ein durch die Wissenschaft gebildetes Abstractum“ (ebd.: 420).²

¹ Damit trifft für sie eben das zu, was Leonardo da Vinci in den von Edmondo Solmi kompilierten *Frammenti Letterari e Filosofici* von der Musik im Vergleich zur Malerei sagte: „Ma la Pittura eccelle e signoreggia la Musica, perchè essa non more immediate dopo la sua creazione, come fa la sventurata Musica [dt.: [...] *die Malerei* [...]] vergeht nicht unmittelbar nach ihrer Entstehung, wie es bei der unglücklichen Musik der Fall ist [...]], anzi resta in essere“ (Leonardo 1908: 251). Die Musik vergeht, „mentre ch'ella nasce“ (dt.: *während sie entsteht*; ebd.: 252).

² Indem Humboldt sagt, Sprache sei Sprache nur „in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens“ (ebd.: 418) und „(d)as Zerschlagen in Wörter und Regeln (sei) nur ein todttes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung“ (ebd.: 419), propagiert er ein Handlungsmodell der Sprache, das sich als ‚Eine-Welt-Modell‘ bezeichnen lässt. Demge-

Es ist davon auszugehen, dass dem modernen Menschen bei seinem ersten Auftauchen vor etwa 300.000 Jahren lediglich Gesten³, Gebärden und Laute zur Verfügung standen. Sein kommunikatives Repertoire erweiterte sich später um artikulierte Wörter, hernach um Ritzungen, Zeichnungen oder Statuetten. Sie dienten dazu, sich zu verständigen, auszutauschen, wechselseitig zu beeinflussen oder auf Dinge aufmerksam zu machen. Sich zu erinnern, anderen Geschichten zu erzählen oder Kenntnisse zu vermitteln. 300.000 Jahre, in denen niemand in der Lage war, etwas für sich selbst, für andere oder für nachfolgende Generationen im heutigen Sinne schriftlich zu fixieren und so zu bewahren. Wann sich nun die ersten Notationssysteme als Aufzeichnungs-, Weitergabe- und Erinnerungsmedien entwickelten, lässt sich kaum exakt datieren. Manche halten die in China gefundenen Schriftzeichen, deren Entstehung auf etwa 6600 v. Chr. geschätzt wird, für die ersten Schriftzeichen der Menschheit überhaupt. In Südosteuropa gefundene Zeichen werden auf etwa 5.500 v. Chr. datiert. Wobei nicht einmal zweifelsfrei gesichert ist, ob es sich bei ihnen überhaupt um Schriftzeichen handelt. Als einigermaßen gesichert kann lediglich gelten, dass ab dem 4. Jahrtausend v. Chr. in Mesopotamien Schriftzeichen im hochkulturellen Kontext systematisch verwendet wurden⁴. Nicht jedoch als Medium der Literatur, sondern, ganz profan, als Medium der Buchführung und Verwaltung. Aber selbst heute gilt das, was einst galt und nach menschlichem Ermessen auch in Zukunft gelten wird: Die geschriebene Sprache macht im Vergleich zur gesprochenen Sprache nur einen verschwindend geringen Teil der tagtäglich weltweit gemachten sprachlichen Äußerungen aus. Und selbst wenn wir es nun mit *geschriebenen* Wörtern gleich welcher Schrift zu tun haben: In ihnen wird die Sprache, wie Humboldt es ausdrückt, nur ‚mumienartig‘ in gleichsam ‚toten‘ Zeichen aufbewahrt. Wenn aber jedes Zeichen für sich betrachtet tot ist – „(w)as gibt ihm Leben?“ Es ist Ludwig Wittgenstein, der, ganz im Sinne Humboldts, diese entscheidende Frage stellt. Und die Antwort gleich mitliefert: „Im Gebrauch lebt es“ (Wittgenstein 1977: 201, PU §432). In dem später als *The Blue Book* bekannt gewordenen Diktat Wittgensteins heißt es:

(W)as zu den toten Zeichen hinzugefügt werden muß, um einen lebendigen Satz aus ihnen zu machen, ist etwas Unkörperliches, das sich in seinen Eigenschaften von allen bloßen Zeichen unterscheidet. Wenn wir je-

genüber steht, wie Böhler/Herzog/Pechriggl im Anschluss an Überlegungen Sybille Krämers konstatieren, die Sprechakttheorie, in der „von einem ‚Zwei-Welten-Modell‘ von Sprache ausgegangen“ (Böhler u.a. 2013: 10) wird: die Sprache als Regelsystem auf der einen Seite und die Sprache *in actu* auf der anderen Seite. Nun ist es aber ausgerechnet die *Sprechakttheorie*, namentlich John R. Searle, die die Sprache *in actu*, so argumentieren die Autoren mit Jacques Derrida, nicht systematisch untersucht und „die Zusammengehörigkeit dieser beiden Welten“ (ebd.: 10) kommentarlos voraussetzt. „Bleibt aber der *Seinscharakter* von Sprechakten unbefragt – dass sie nämlich *in actu getätigt* werden müssen, um überhaupt zu sein –, dann bleibt auch der *prekäre* Seinsstatus von Sprache verhüllt: Dass es die Sprache als Regelwerk nämlich nur gibt, wenn und solange sie in Sprechakten *in der Tat* ‚zitiert‘, d.h. von sie tätigen Subjekten immer wieder leibhaftig vollzogen und materiell verkörpert wird“ (ebd.: 10f.).

³ Wie Michael Tomasello argumentiert auch Ludwig Jäger, dass unsere menschliche Sprache ihren Ursprung nicht in einem lautlichen, sondern in einem gestisch-visuellen System hat. So schreibt Jäger in seinem überaus erhellenden Essay *Der gestische Ursprung der Sprache* (2022) „Nach der ersten mit der Aufrichtung des Menschen verbundenen Befreiung der Hand hätten wir es hier mit einer zweiten Befreiung der Hand zu tun, die vor ca. 100.000 Jahren nicht unwesentlich für den ‚swift change to behavioral modernity and the subsequent occupation of the entire world‘ verantwortlich war“ (Jäger 2022: 45). Bemerkenswert ist, so Jäger, dass das Broca-Areal als „Vorläufer des motorischen Sprachzentrums des Menschen bei Primaten *nicht* die Stimme, sondern die Handgestik kontrolliert“ (Jäger 2022: 39; Hervorhebung SO). Ein starkes Indiz für die These, dass die vokal-auditive Sprache entwicklungsgeschichtlich auf die gestisch-visuelle Kommunikation zurückgeht, dass der Ursprung der Sprache also *nicht* in der Vokalisation, sondern in der Gestik liegt (vgl. auch Tomasello 2017).

⁴ Cf. u.a. <https://www.deutschlandfunknova.de/beitrag/4000-vor-christus-die-hochkultur-der-sumerer-und-die-erfindung-der-keilschrift>; <https://www.wissenschaft.de/geschichte-archaeologie/wie-aus-siegeln-die-erste-schrift-wurde/>; <https://www.geo.de/wissen/weltgeschichte/neue-belege-gefunden--siegel-lieferten-die-vorlage-fuer-die-schrift-35201856.html>; <https://www.cambridge.org/core/journals/antiquity/article/seals-and-signs-tracing-the-origins-of-writing-in-ancient-southwest-asia/B3C2D400F3F80A7A0162D9035C9C2804#article> (jeweils zuletzt abgerufen: 14. Juni 2026).

doch irgendetwas, das das Leben des Zeichens ausmacht, benennen sollten, so würden wir sagen müssen, daß es sein *Gebrauch* ist. (Wittgenstein 2023: 20)

Wenn wir uns nun aber die Frage stellen, was der Gebrauch des Zeichens ist, dann dürfen wir nicht „einer der großen Quellen philosophischer Verwirrung“ (Wittgenstein 2023: 15) auf den Leim gehen und so fragen, als ob der Gebrauch „ein Gegenstand wäre, der mit dem Zeichen in Koexistenz ist“ (ebd.: 21):

Die Fragen ‚Was ist Länge?‘, ‚Was ist Bedeutung?‘, ‚Was ist die Zahl Eins?‘ etc. verursachen uns einen geistigen Krampf. Wir spüren, daß wir auf nichts zeigen können, um sie zu beantworten, und daß wir gleichwohl auf etwas zeigen sollten. (ebd.: 15)

Die Grammatik führt uns hier in die Irre. „Wenn Wörter in unserer Umgangssprache *prima facie* analoge Grammatiken haben, sind wir geneigt zu versuchen, sie analog zu deuten; d.h. wir versuchen, die Analogie durchweg bestehen zu lassen“ (ebd.: 23). So lässt uns die Frage ‚Was ist der Gebrauch des Zeichens?‘ „nach einem ‚Ding‘ suchen, ‚das dem Substantiv entspricht““ (ebd.: 21). Nun gibt es aber kein separates Ding namens ‚Gebrauch‘. Es gibt nur jemanden, der gebraucht. In diesem Fall: Der das gebraucht, was wir konsensuell ‚Zeichen‘ nennen. Und eben dieses ‚tote‘ Zeichen wird in dem Moment, wo wir es gebrauchen, zum Leben erweckt, so gleich in Sprachspielen und Lebenswelten kontextualisiert und damit zu dem, was es für uns ist: zu einem Wort. Sind wir jedoch – aus welchen Gründen auch immer – nicht imstande, Zeichen als das zu erkennen, was sie für jene sind, die in der entsprechenden Lebenswelt sozialisiert wurden – nämlich als ‚Wörter‘ –, so sind sie für uns nicht einmal mehr mumienartig aufbewahrte ‚tote‘ Zeichen, sondern lediglich amorphe Kleckse. Und gäbe es niemanden mehr, der sie zum Leben erwecken kann, so wären diese amorphen Kleckse als persistierende Substitute transitorischer Ereignisse nach menschlichem Ermessen zwar physisch gegeben, aber nur noch das, was wir an anderer Stelle ‚ens‘⁵ genannt haben (cf. Oehm 2023b: 221–232; siehe hier d.3.2): ein *pure*, von unserer Perzeption, ja, von unserem Dasein gänzlich entbundenen ‚Gegebenes‘.

Letzteres betont noch einmal einen Aspekt des Gebrauchs, dessen Bedeutung leicht übersehen wird, weil er so selbstverständlich erscheint: Sprache bedarf, um Sprache zu sein, grundsätzlich eines *menschlichen Wesens*, das die Sprache, in welcher Form auch immer, bewusst und intentional hervorbringt. Wenn aber Sprache ihr Dasein „bloss in der Thätigkeit des jedesmaligen Hervorbringens“ (Humboldt 1903: 393; vgl. ders. 1979: 418) hat, dann ist Sprache als Sprache *ausschließlich* in dem Moment gegeben, wo sie *durch uns*, in welcher Form auch immer, hervorgebracht wird:

Sprache hat ihr Dasein allein in unserem Gebrauch, durch unseren Gebrauch und während unseres Gebrauchs.

Der ontologische Status der Sprache (und damit der Wörter resp. des Textes) ist demnach der eines *transitorischen Ereignisses*, prinzipiell gebunden an den Vollzug durch das jeweils vollziehende Individuum. Das bedeutet *vice versa*:

Wird Sprache nicht gebraucht, ist sie nicht.

Wie auch immer dieser Gebrauch nun aussehen mag – gedacht, geschrieben, gelesen oder gehört –, *ohne uns* und *unseren Gebrauch* sind Texte *keine* Texte, Wörter *keine* Wörter, Zeichen *keine* Zeichen, sondern nur amorphe Kleckse.

Gebrauch heißt aber auch stets: Kontextualisierung. Und diese erfolgt auf Basis unseres Weltwissens, unserer spezifischen dispositionellen Grundverfassung sowie der strukturell kooperativ erfolgten Sozialisation im Rahmen unserer phylogenetisch angelegten und ontogenetisch ausgebildeten psychologischen Infrastruktur geteilter Intentionalität (vgl. Tomasello 2017). Im Rahmen dieser Kontextualisierung werden uns die Texte zu Texten, die Wörter zu Wörtern, die Zeichen zu Zeichen – aber dies auch nur für eben die Dauer unseres jeweiligen Gebrauchs und

⁵ ‚ens‘ ist das Partizip Präsens von *esse* (dt. sein): seiend.

damit unserer jeweiligen Kontextualisierung. Auch die in diesem Aufsatz vorfindlichen amorphen Kleckse erhalten ihren vorübergehenden Status als ‚Wörter‘ allein aufgrund der aktuell perzipierenden Aktivität der jeweils diesen Aufsatz lesenden intelligiblen Handlungssubjekte und *nur* in dem Moment eben dieser Perzeption. Ist dieser Moment vergangen, verschwinden zwar die Wörter nicht, aber sie verschwinden *als* Wörter und fallen wieder zurück in den Status ‚amorphe Kleckse‘. Das heißt: In dem Moment, wo die amorphen Kleckse *durch unser* Handeln zum Leben erweckt werden, sie sich so ihrer „mumienartige(n) Aufbewahrung“ (Humboldt 1979: 418) entledigen und *für uns* im „Acte ihres wirklichen Hervorbringens“ (ebd.: 418) zu Wörtern und in toto damit zu Texten werden, erreichen sie ihren spezifischen ontologischen Status als transitorische Ereignisse.

II.

Was bedeutet dies nun für die Ontologie der Sprache, der Wörter und damit für alle im weitesten Sinne sprachlich verfassten Werke? Im Folgenden lassen wir uns auf das heuristische Wagnis einer systematischen Differenzierung der so radikalen wie trivialen Schlussfolgerungen ein, die nach unserem Dafürhalten aus Humboldts wegweisenden sprachpragmatischen Überlegungen zu ziehen sind:

a. Sprache als Oberbegriff >

ontologischer Zustand: Abstraktum

‚Die Sprache‘ ist ein nicht zählbares Substantiv, von ihm kann *kein* Plural ohne eine qualitative Bedeutungsänderung gebildet werden (weshalb es *kein* Kollektivsingular⁶ ist). Spreche ich von ‚der Sprache‘, spreche ich „von der Sprache überhaupt“ (Humboldt 1980: 36), nicht von einer natürlichen Sprache. Die Frage ‚Was ist die Sprache?‘ gemahnt uns, wie Ludwig Wittgenstein wohl sagen würde, an eine „der großen Quellen philosophischer Verwirrung [...] ein Substantiv läßt uns nach einem Ding suchen, das ihm entspricht“ (Wittgenstein 2023: 15). Aber diese Suche wird auf ewig erfolglos bleiben, da es *kein* solches Ding gibt: Es besteht nur als Abstraktum, als zwar überaus sinnvolles, dennoch aber rein gedankliches Konstrukt.

b. Sprache als Bezeichnung einer Einzelsprache >

ontologischer Zustand: Abstraktum

Spreche ich von ‚den Sprachen‘, so spreche ich von den verschiedenen Einzelsprachen „verschiedener Völkerschaften“ (Humboldt 1980: 36). Jedoch erscheint auch eine Einzelsprache nicht als vorfindliches Konkretum: Sie ist allein „als ein durch die Wissenschaft gebildetes Abstractum“ (Humboldt 1979: 420) gegeben. Das heißt: als eine durch uns zu unserer arbeitstechnischen Erleichterung erfolgte Abstraktion des tatsächlich Vorfindlichen. Dabei wird das, was eins ist, zudem willkürlich getrennt, ist doch „[d]as Zerschlagen (: der Sprache, Anm. SO) in Wörter und Regeln nur ein todes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung“ (ebd.: 419).

c. Sprache in ihrem *wirklichen* Wesen aufgefasst >

ontologischer Zustand: transitorisches Konkretum

„Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit“ (Humboldt 1979: 439). Sie wird „im Denken aufs neue erzeugt [...], lebendig in Rede oder Verständnis“ (ebd.: 438). So zeigt sich die wahre ontologische Bestimmung der Sprache: als „etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes“ (ebd.: 418). Wird also eine Einzelsprache *S* zu einem bestimmten Zeitpunkt *Z* von einer Person *P* irgendwo auf der Welt gebraucht – also gelesen, gedacht, gehört, gesprochen, geschrieben –, so existiert *S* in diesem Moment in der ihr spezifischen Seinsweise: als *transitorisches Ereignis*. Unabhängig von unserem jeweiligen individuellen Gebrauch hat diese Sprache jedoch *kein* Sein. Da nun aber dieses ‚Sein allein im Ge-

⁶ Vgl. meine ausführlichen Ausführungen dazu u.a. in Oehm 2021c passim.

brauch‘ keine physisch-persistierende, sondern vielmehr eine *physikalisch-transitorische Existenz* definiert, handelt es sich bei ihr um ein ‚transitorisches Konkretum‘⁷. Nun verführt uns aber unsere abendländische Sprachweise und Denkstruktur wie gesagt dazu, bei einem Substantiv stets nach einem Ding zu suchen und alles in Kategorien der ‚*Handgreiflichkeit* ihrer Objekte‘ (Boehm 1983: 329), d.h. in Kategorien der physisch-persistierenden Präsenz erfassen zu wollen. Nicht umsonst sprechen wir von einem ‚Begriff‘ oder einer ‚Vorstellung‘; was wir nicht ‚verstehen‘, ist für uns ‚unfassbar‘. Diese handgreiflichen Kategorien sind verführerisch, aber kategorial falsch, wenn es um solche Konkreta geht, die *keine* physisch-persistierende, sondern eine physikalisch-transitorische Präsenz besitzen. Also um solche, wie wir sie in Literatur, Musik, Tanz, Theater, Oper, Ballett oder auch in der Performance vorfinden.

d. Wörter einer Sprache

Kaum ausgesprochen, sehen wir uns veranlasst, das Gesagte präzisieren zu müssen. Denn streng genommen ist selbst die ‚Sprache in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst‘ *kein* transitorisches Konkretum, da ja auch sie eine Abstraktion gegebener Verhältnisse darstellt und damit eher das zu sein scheint, was Amie L. Thomasson ‚abstract artifact‘ (vgl. Thomasson 2008: 247) nennt. Wir sollten deshalb noch einen Schritt weitergehen, um den ontologischen Status dessen zu bestimmen, was so undifferenziert ‚Wörter‘ genannt wird:

d.1 Wörter *kontextualisiert* in ihrem *wirklichen* Wesen >

ontologischer Zustand: transitorische Konkreta (transitorische Ereignisse)

> *Wörter im Moment des Vollzugs*

Wörter sind allein dann Wörter, wenn ein sie gebrauchendes Individuum ‚im Denken aufs neue erzeugt‘. Sie sind es, die sich auf der Ebene physikalischer, *nicht* jedoch physischer Präsenz als ‚in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens‘ Gegebenes und ‚beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes‘ erweisen und damit im ontologischen Status ‚transitorische Konkreta‘ gegeben sind: als *transitorische Ereignisse*.

- i. Die geschriebenen, gedruckten oder elektronisch aufgezeichneten persistierenden Substitute der transitorischen Ereignisse ‚Wörter‘ sind nur ‚mumienartig‘ aufbewahrte ‚todte Theile‘. In diesem Status sind die Wörter *nicht* in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst: Sie müssen, um zu sein, erst durch uns aktualisiert und kontextualisiert, also gedacht, gelesen, gehört oder gesprochen werden; sie sind in diesem Moment zwar *nicht* physisch, sehr wohl aber physikalisch,⁸ z.B. als Laute präsent. Mithilfe funktioneller Bildgebungsverfahren wie PET (Positronen-Emissions-Tomographie), MRT (Magnetresonanztomographie), DIT (Diffusions-Tensor-Bildgebung) oder EEG (Hirnstrommessung) hat die empirische Ästhetik zudem zeigen können, dass auch beim Memorieren, Lesen oder Hören die für Sprache zuständigen Hirnareale aktiv sind.⁹ Bisweilen werden sogar weitere Areale wie die der motorischen Systeme aktiviert; dafür reicht bereits das Hören des Begriffs ‚Hammer‘ aus.

⁷ ‚Konkretum‘ deshalb, weil transitorische Ereignisse ontologisch auf einer quantifizierbaren Realität beruhen. Beim Ton sind es beispielsweise Schallwellen, bei Gedanken bioelektrische Impulse im Rahmen neuronaler Prozesse, die physikalisch messbar sind.

⁸ Die Differenzierung der Begriffe ‚physisch‘ und ‚physikalisch‘ im Deutschen lässt sich im Englischen sprachlich nicht so ohne Weiteres nachvollziehen, da sie wortgleich mit ‚physical‘ übersetzt werden.

⁹ Cf. u.a. <https://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S136466132100067X?via%3Dihub>; <https://science.orf.at/stories/3210260/>; <https://www.nature.com/articles/s41562-021-01215-4>; <https://www.aesthetics.mpg.de/forschung/forschungsgruppe-neurokognition-von-musik-und-sprache/prosodie-musik-und-sprache.html>; <https://www.aesthetics.mpg.de/forschung/forschungsgruppe-neurokognition-von-musik-und-sprache/musik-und-sprache-als-kombinatorische-systeme.html> (jeweils zuletzt abgerufen: 14. Juni 2026).

- ii. Wörter sind also in ihrem Sein sowohl an das Dasein der Menschen als auch an den Vollzug durch sie gebunden: Sie existieren *nur im Gebrauch, durch den Gebrauch und während des Gebrauchs durch uns*. Sollte die Menschheit *ad hoc* nicht mehr gegeben sein, gäbe es infolgedessen auch die Wörter in ihrem wirklichen Wesen nicht mehr.
- iii. Lange vor der Etablierung der Schrift gab es Wörter bereits als *gesprochene* Wörter, also als transitorische Ereignisse. Die Kategorie der Wörter als *transitorische Konkreta* ist demnach der Kategorie der *persistierenden* Substitute der Wörter, der Schrift, *vorgängig*. Genauer gesagt: der Kategorie der non-kontextualisierten amorphen Kleckse (siehe d.3). Denn diese Kleckse gehen erst im Moment ihrer Aktualisierung und Kontextualisierung durch sprach- und damit regelkompetente Rezipient:innen in den Status ‚Wörter in ihrem wirklichen Wesen‘ > *transitorische Konkreta* über.

d.2 Wörter *kontextualisiert* in ihrem *unwirklichen* Wesen >

ontologischer Zustand: persistierende Konkreta (persistierende Entitäten)

> *geschriebene Wörter*

Als *geschriebene* Wörter sind Wörter, sei es als elektronische Spuren, Pigmente, Metalloxide oder Kunstharze, als *physisch-persistierende Entitäten* gegeben. Das heißt: Sie sind als *persistierende Substitute* der Wörter gegeben, deren wirklicher Seinsstatus der der *transitorischen Konkreta* (d.1) ist. Noch genauer gesagt: Haben wir die *persistierenden Entitäten* ‚Wörter‘ (d.2), also die geschriebenen, gedruckten oder elektronisch aufgezeichneten Substitute der transitorischen Konkreta (transitorischen Ereignisse) ‚Wörter‘ (d.1), erfasst, so dokumentiert dieser Umstand den sich im Zuge ihrer Aktualisierung und Kontextualisierung durch unseren Gebrauch automatisch ergebenden Vollzug der Transformation der vorliegenden non-kontextualisierten persistierenden Entitäten ‚amorphe Kleckse‘ (d.3.1) in den Status kontextualisierte persistierende Entitäten ‚geschriebene Wörter‘ (d.2). Jedoch finden diese geschriebenen Wörter in ihrer ‚mumienartigen‘ Aufbewahrung als Schrift ihr eigentliches Dasein allein ‚in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens‘ durch uns: Als ‚beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes‘ sind sie im ontologischen Status ‚transitorische Konkreta‘ gegeben: als transitorische Ereignisse (d.1).

Die Identifizierung amorpher Kleckse als geschriebene Wörter erfolgt auf Basis unseres Weltwissens, unserer dispositionellen Grundverfassung sowie unserer strukturell kooperativ erfolgten Sozialisation. Sie ist kontextuell stets eingebettet in den jeweiligen soziokulturellen, lebensweltlichen und intersubjektiv konstituierten Zusammenhang in der Synchronie. Diese so bedingte Perzeption ist *für uns* die ganz selbstverständlich gegebene, weil einzig mögliche Form der Perzeption. Das heißt: Geschriebene Wörter sind uns stets in der *kontextualisierten* Form dessen gegeben, was sich *non-kontextualisiert* als ‚amorphe Kleckse‘ (d.3.1) darstellt. Die Transformation amorpher Kleckse benennt eben den Vorgang, den wir in (d.1) beschrieben haben: Die amorphen Kleckse werden ‚*lebendig* in Rede oder Verständnis‘ eines sie perzipierenden Subjekts. Mit anderen Worten: Wenn wir die amorphen Kleckse als bedeutungstragende Zeichen identifizieren, ändert sich im Moment unserer Perzeption ihr Status von ‚amorphe Kleckse‘ zu ‚geschriebene Wörter‘. Diese treten als durch uns perzipierte Zeichen ins Leben und finden ihr eigentliches Dasein als transitorische Konkreta, also als *transitorische Ereignisse* (wir zergliedern mit dieser Beschreibung willkürlich einen Vorgang, der *de facto* allein als Kontinuum besteht).

Als persistierende Entitäten sind diese geschriebenen, gedruckten oder elektronisch aufgezeichneten ‚Wörter‘ nach menschlichem Ermessen selbst dann noch gegeben, wenn die Menschheit *ad hoc* nicht mehr gegeben sein sollte. Sie besitzen also ein Sein *unab-*

hängig vom Dasein der Menschen – aus naheliegenden Gründen aber *nicht* im kontextualisierten Status (d.2) ‚geschriebene Wörter‘, sondern allein im non-kontextualisierten Status (d.3.1) ‚amorphe Kleckse‘. Denn es gilt ja: Wörter sind nur *im Gebrauch, durch den Gebrauch und während des Gebrauchs durch uns* in ihrer eigentlichen Seinsweise gegeben; geschriebene Wörter > *persistierende Entitäten* hingegen sind nur in der Schrift ‚mumienartig‘ aufbewahrte Zeichen, die einer erneuten Aktualisierung und Kontextualisierung bedürfen, um vom Status (d.3.1) ‚amorphe Kleckse‘ über den Status (d.2) letztlich in den Status (d.1) ‚Wörter in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst‘ > *transitorische Ereignisse* überzugehen. Was hier reichlich technisch klingt, bedeutet in der Konsequenz nichts anderes als: Der Status [d.2: Wörter kontextualisiert in ihrem *unwirklichen* Wesen: persistierende Entitäten > *geschriebene Wörter*] ist nur eine zum besseren Verständnis der realen Verhältnisse erfolgte Abstraktion, die die hypothetische Zwischenphase der Transformation vom Status [d.3.1–d.3.2: *amorphe Kleckse*] in den Status [d.1: Wörter in ihrem wirklichen Wesen > *transitorische Ereignisse*] bezeichnet. Es ließe sich demnach sogar provokant formulieren:

Es gibt Wörter, während sie geschrieben werden. Aber es gibt keine geschriebenen Wörter.

**d.3 Wörter non-kontextualisiert in ihrem unwirklichen Wesen >
ontologischer Zustand: persistierende Konkreta (persistierende Entitäten)
> amorphe Kleckse**

Ist die Statustransformation von [d.3.1: *non-kontextualisierte* persistierende Entität > amorphe Kleckse: geschriebene Wörter] zu [d.2: *kontextualisierte* persistierende Entität > geschriebene Wörter] mittels [d.1: Aktualisierung: transitorische Ereignisse] nicht erfolgreich, so kann dies zwei Gründe haben:

i. Voraussetzungen für angemessene *Identifizierung* fehlen:

Wir verfügen nicht über das entsprechende Weltwissen, haben ggf. nicht die erforderliche dispositionelle Grundverfassung und sind ggf. auch nicht dergestalt sozialisiert, dass wir die amorphen Kleckse als bedeutungstragende Zeichen (in diesem Fall: als Wörter) *identifizieren* können. So verbleiben sie, auch wenn wir sie perzipieren, für uns im Status ‚amorphe Kleckse‘.

ii. Voraussetzungen für angemessene *Interpretation* fehlen:

Wir sind ggf. imstande, die amorphen Kleckse als bedeutungstragende Zeichen (in diesem Fall: als Wörter) zu identifizieren, verfügen aber *nicht* über das entsprechende Weltwissen, haben ggf. *nicht* die erforderliche dispositionelle Grundverfassung und sind ggf. auch *nicht* dergestalt sozialisiert, dass wir die bedeutungstragenden Zeichen resp. Symbole mittels regelbasierter Schlüsse¹⁰ auch *interpretieren* können.

Jedes persistierende Konkretum aka amorpher Kleck, das ein geschriebenes Wort darstellt, ist in seiner jeweiligen Aktualisierung durch ein bewusst und intentional agierendes Handlungssubjekt in der jeweiligen Synchronie in einen spezifischen soziokulturellen, lebensweltlichen und intersubjektiv konstituierten Kontext eingebettet, der seinerseits episodales Resultat einer diachronen Entwicklung ist. Wurden die Perzipierenden in eben diesem Kontext sozialisiert und verfügen sie über eine angemessene dispositionelle Grundverfassung sowie ein entsprechendes Weltwissen, so ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass die *Identifikation* des amorphen Klecks als ‚Symbol‘ erfolgreich sein wird.

¹⁰ In der Semiotik werden „Zeichen, die mittels regelbasierter Schlüsse interpretiert werden, Symbole“, „Zeichen, die mittels assoziativer Schlüsse interpretiert werden, Ikone“ und „Zeichen, die mittels kausaler Schlüsse interpretiert werden, Symptome“ (Keller 2018: 156, auch Keller 1995: 182ff.) genannt.

Darüber hinaus ist auch die Wahrscheinlichkeit groß, dass die *Interpretation* dieses Zeichens mittels regelbasierter Schlüsse erfolgreich sein wird.

Wurden die Perzipierenden jedoch *nicht* in eben dem Kontext sozialisiert, in dem das persistierende Konkretum aka amorpher Klecks, das ein geschriebenes Wort darstellt, eingebettet ist, so besteht für *diese* Perzipierenden nur dann eine Chance auf eine erfolgreiche *Identifikation* des amorphen Klecks als ‚Zeichen‘ sowie auf eine erfolgreiche *Interpretation* dieses Zeichens mittels regelbasierter Schlüsse, wenn sie nicht nur über eine angemessene dispositionelle Grundverfassung verfügen (dies ist per se die *conditio sine qua non*), sondern auch über ein entsprechend erworbenes Weltwissen.

**d.3.1 Wörter *non-kontextualisiert* in ihrem *unwirklichen* Wesen >
ontologischer Zustand: persistierende Konkreta (persistierende Entitäten) >
amorphe Kleckse: *geschriebene Wörter***

Die geschriebenen, gedruckten oder elektronisch aufgezeichneten Wörter sind als persistierende Entitäten Substitute der Zeichen, die im Status [d.1: ‚transitorische Ereignisse‘] ihr eigentliches Dasein finden. Solange es nun zur intelligiblen Perzeption befähigte Handlungssubjekte auf der Welt gibt, solange ist es auch prinzipiell möglich, dass die amorphen Kleckse als ‚geschriebene Wörter‘ wahrgenommen werden (Status d.2). Unperzipiert verharren sie jedoch im Status [d.3.1: ‚*non-kontextualisierte* persistierende Entität > amorphe Kleckse: *geschriebene Wörter*‘].

**d.3.2 Wörter *non-kontextualisiert* in ihrem *unwirklichen* Wesen >
ontologischer Zustand: persistierende Konkreta (persistierende Entitäten) >
amorphe Kleckse: *ens***

Ein Sonderfall läge vor, gäbe es die Menschheit als solche nicht mehr. Dann gäbe es *prinzipiell* niemanden mehr, der die *persistierenden Entitäten* > *amorphen Kleckse* durch seine Perzeption zu Zeichen macht und so zum Leben erweckt. Nach menschlichem Ermessen wären sie zwar als persistierende Entitäten physisch gegeben, aber eine Transformation in Wörter, kontextualisiert in ihrem wirklichen Wesen als *transitorische Ereignisse* (d.1), wäre *prinzipiell* ausgeschlossen. Die Wörter in ihrem unwirklichen Wesen verblieben so auf ewig im Status [d.3.2: ‚*non-kontextualisierte persistierende Entitäten* > amorphe Kleckse: *ens*‘].

Da diese amorphen Kleckse aber wie gesagt in non-kontextualisierter Form als ‚*ens*‘ nach menschlichem Ermessen selbst dann noch gegeben sind, wenn wir als Menschheit *ad hoc* nicht mehr gegeben sein sollten, bedeutet dies vice versa: *Die amorphen Kleckse besitzen als persistierende Entitäten ein Sein unabhängig vom Dasein der Menschen.*

**d.4 Wörter als Typen >
ontologischer Zustand: Abstrakta**

Der Versuch, die Ontologie der Wörter zu bestimmen, ist Ausweis einer Leistung, zu der – nach jetzigem Stand der Wissenschaft – einzig der Mensch befähigt ist: Wir lösen uns von den real existierenden Dingen und denken über sie nach. Dieses ‚Sich-von-den-Dingen-lösen‘ und ‚Über-etwas-nachdenken‘ erweist sich damit als *Abstraktion* gegebener Verhältnisse. Heruntergebrochen auf unser Vorhaben bedeutet dies: Um die Ontologie der Wörter bestimmen zu können, kommen wir nicht umhin, *über* die Wörter zu sprechen und sie damit in diesem Moment als *Abstrakta* zu konstituieren. Damit stoßen wir auf die grundsätzliche Differenzierung, die Charles S. Peirce vorgenommen hat: die Differenzierung zwischen Type und Token. Dem Abstraktum ‚Type‘ stehen als Konkreta *Tokens*, also Vorkommnisse gegenüber. Das, *was* wir sprechen (d.1), sind die real existierenden Vorkommnisse, die Tokens als transitorische Ereignisse. Damit wir imstande sind,

auch *über* Tokens sprechen zu können, müssen wir von ihnen abstrahieren. Resultat dieser Abstraktion ist das, was wir ‚Type‘ nennen.¹¹

Nun weist Peirce aber darauf hin, dass ein Type „*does not exist*“ (Peirce 1906, 505f.). So ist der Type ‚the‘ lediglich ein hypothetisches Konstrukt, eine Abstraktion der Tokens *the*. Einem Abstraktum stehen also, je nach Modus des Vorkommnisses, unzählige transitorische und persistierende Konkreta gegenüber. Das heißt: einem *nicht* real existierenden Type unzählige real existierende Tokens. *Dieser* Typus eines Type ist demnach den Tokens logisch nachgängig,¹² wird also *nachträglich* als ‚Type‘ konstituiert und bisweilen als schriftsprachliches Substitut manifestiert (d.2), das Eingang in ein Wörterbuch findet. Ist aber das Abstraktum, der Type eines Wortes, erst einmal festgelegt, scheinen sich die tatsächlichen Verhältnisse umzukehren: Es werden die Konkreta, die Tokens dieses Wortes, als „an *Instance of the Type*“ (ebd.: 506) beschrieben. Damit erscheint der Type den Tokens gegenüber als vorgängige Instanz und nicht, wie es tatsächlich der Fall ist, die Tokens dem Type. Dies wiederum macht die paradoxe Aussage von Peirce erklärlich, dass ein Type zwar „*does not exist*“, aber dass er „*determines things that do exist*“ (ebd.: 506), dass ein Type also die Tokens determiniert: Der Typus von ‚Type‘, von dem hier die Rede ist, resultiert aus den Tokens. Liegt jedoch der Type einmal vor, *erscheint* ein Token wie die Realisierung eben dieses Type.

III.

Sprechen wir *über* Wörter, so sind *diese* Wörter *weder* als persistierende Entitäten – sei es kontextualisiert (im Status ‚Notationen‘), sei es non-kontextualisiert (im Status ‚amorphe Kleeckse‘) – *noch* als transitorische Ereignisse im Vollzug durch uns gegeben, sondern allein als Abstrakta vorfindlich. Nun neigen aber zumindest diejenigen unter uns, die im abendländischen Kulturraum sozialisiert wurden, dazu, bei allem, was wir mit einem Substantiv benennen, nach etwas zu suchen, was eine persistierende Existenz suggeriert.¹³ Wir suchen nach etwas Bleibendem, Dauerhaftem, nachgerade Physischem, an dem wir uns festhalten können. Das wir uns im Wortsinne vorstellen, wir begreifen und auf das wir mit deiktischer Geste verweisen können. Drum konzipieren wir solch mysteriöse Entitäten wie ‚abstrakte Artefakte‘ oder ‚mentale Gegenstände‘ (nach unserem Dafürhalten handelt es sich dabei jeweils nachgerade um eine klassische *contradictio in adiecto*) und ignorieren geflissentlich den Kategorienfehler, den wir dabei begehen: Wir begegnen den transitorischen Ereignissen ‚Wörter‘ gänzlich inadäquat mit dem Begriffsinventari-

¹¹ Hier zeigt sich unsere grundsätzliche Beschränktheit, der wir niemals entkommen können. Um über ein Abstraktum nachdenken, mit anderen darüber reden resp. schriftlich kommunizieren zu können, müssen wir es notgedrungen wiederum in den Status eines Konkretums transformieren: Ein Abstraktum können wir nur in Form eines Konkretums erfassen. Wir müssen es stets ‚zum Leben erwecken‘, müssen den Type, den wir aus den Tokens abstrahiert haben, wieder zum Token machen. So bleibt die Abstraktion für uns ein hypothetischer Zustand, dem wir prinzipiell nicht mit einem diesen Zustand adäquaten Mittel begegnen können. Dies ist das eigentliche Gefängnis der Sprache.

¹² Vgl. meinen Versuch einer Differenzierung der Typen von ‚Type‘ in: Oehm 2023b: 112, insbesondere 118–131. Peirce steht mit seinen Überlegungen knietief im mittelalterlichen Universalienstreit – hier die Position der Realisten, dort die antagonistische der Nominalisten. Immer wenn man denkt, dieser uralte Streit sei zugunsten des nominalistischen Konzepts *universalia sunt post rem* entschieden, flammt er in modifizierter Gestalt wieder auf: Wörter (Typen) sind ‚präexistent‘, im Gebrauch (Tokens) werden sie verwirklicht. Dieser platonischen Vorstellung steht die nominalistische Auffassung gegenüber: Es sind die *Wörter* (Tokens), von denen wir *im Nachhinein* die ‚Wörter‘ (Typen) abstrahieren. Das heißt: *Nicht* die Typen sind den Tokens vorgängig, vielmehr sind die Tokens den Typen vorgängig. Demgegenüber vertritt Reinold Schmücker eine zwischen beiden Positionen vermittelnde Ansicht: „Die Relation zwischen Kunstwerken (Typen) und ihren Vorkommnissen (Tokens) ist in der *Gleichursprünglichkeit* von Kunstwerken und ihren jeweiligen physischen Originalmanifestationen fundiert“ (Schmücker 2009: 36, Hervorhebung SO). Diese handlungslogisch recht problematische These habe ich in Oehm 2023b: 32–34 ausführlich diskutiert.

¹³ Cf. Wittgenstein 2023: 15ff. u. Boehm 1983: 329.

um kategorial differenter persistierender Entitäten. Ein Bemühen, das zwar zum Scheitern verurteilt, aber im Alltagssprachlichen Umgang eine lässliche Sünde ist. Dies trifft jedoch nicht auf den fachsprachlichen Diskurs zu. Da muss das Scheitern erkannt, eingesehen und der Grund des Scheiterns eruiert werden. Geschieht dies nicht, werden die kategorialen Fehler perpetuiert. Die Suche nach der Ontologie der Wörter gleicht dann weiterhin einem Stochern im Nebel: Wir hadern mit der Vorstellung, dass Wörter als transitorische Ereignisse ephemere Wesen sind. Dass sie keinen Bestand, sondern nur einen Verlauf haben. Dass sie, kaum hervorgebracht, schon wieder vergangen, ohne ein eigenes, von uns unabhängiges physisches Sein sind. Wir hadern schon deshalb mit dieser Vorstellung, weil sie die so radikale wie triviale Schlussfolgerung zeitigt, die für uns kaum erträglich zu sein scheint: Wörter existieren *als* Wörter nur im Gebrauch, durch den Gebrauch und während des Gebrauchs durch uns. *Sonst nicht*.

e. Text

Bei einem Text, so wie er konsensuell verstanden wird, handelt es sich um nichts anderes als um eine Notation. Ein Konvolut von bedeutungstragenden Zeichen, zu Wörtern gruppiert, definiert durch einen Anfang und ein Ende.¹⁴ Angesichts der zuvor beschriebenen wechsellvollen ontologischen Aspekte dessen, was wir konsensuell ‚Wörter‘ nennen, sollten wir uns jedoch den Sachverhalt etwas genauer anschauen, richtet sich doch die Ontologie eines Textes nach der Ontologie der Wörter:

e.1 Text als *schriftsprachliche Gegebenheit* (TG)

Bei Texten *als schriftsprachliche Gegebenheiten* (TG) handelt es sich um Notationen. Da sich ihre Ontologie nach der Ontologie ihrer Elemente, der Wörter, richtet, gilt für sie die in **d.2–d.4** hinsichtlich der Ontologie geschriebener Wörter gemachte Differenzierung analog. Als schriftsprachliche Gegebenheiten (TG) besitzen Texte stets den Seinsstatus persistierender Entitäten und liegen uns in der Regel im Rahmen physischer Substitute vor, d.h. als Manuskripte, Bücher und E-Books, aber auch in den Arbeiten bildender Künstler:innen wie Barbara Kruger, Jenny Holzer, Joseph Kosuth, Lawrence Weiner oder Markus Vater. TG sind, ob als elektronische Spuren, Pigmente, Metalloxide oder Kunstharze, ontologisch als persistierende Entitäten definiert. Als Notationen sind sie Substitute eben der Texte, die als sprachliche Ereignisse (TE; siehe **e.2**) einer ontologisch gänzlich anders gearteten Kategorie angehören.

e.2 Text als *sprachliches Ereignis* (TE)

Wie in **d.1** beschrieben sind Wörter allein dann ‚Wörter in ihrem wirklichen Wesen‘, wenn ein Handlungssubjekt sie ‚im Denken aufs neue erzeugt, lebendig in Rede oder Verständnis‘. Sie erweisen sich als ‚in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens‘ Gegebenes und ‚beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes‘. Damit kommt ihnen der ontologische Status ‚transitorische Konkreta‘ zu; sie liegen allein als transitorische *Ereignisse* vor. Da die Seinsweise der Texte nun an die Seinsweise der Wörter gebunden ist, entspricht der ontologische Status der Texte *als sprachliches Ereignis* (TE) dem der Wörter in ihrem *wirklichen Wesen* (**d.1**). Das heißt, sie sind als transitorische Konkreta gegeben, sind als Ereignisse des Lesens, Sprechens, Schreibens, Memorierens in ihrem Sein an das Dasein der Rezipient:innen und an deren Vollzug, sprich: an deren Aktualisierung und Kontextualisierung gebunden und existieren *nur im Gebrauch, durch den Gebrauch und während des Gebrauchs durch sie*.

Literarische Texte stellen demnach, wie auch viele Arbeiten bildender Künstler:innen wie Barbara Kruger, Jenny Holzer, Joseph Kosuth, Lawrence Weiner oder Markus Vater, als sprachlich verfasste Werke Resultate künstlerischen Schaffens dar, die im ontologischen Zustand tran-

¹⁴ Vgl. dazu auch meine Auseinandersetzung mit der bemerkenswerten Position von Andrea Polaschegg, die in der Literatur eine *Verlaufskunst* sieht (in: Oehm 2023b: 292–302).

sitorischer Ereignisse ihr Dasein finden. Sie sind also sprachliche Ereignisse (TE), *nicht* aber schriftsprachliche Gegebenheiten (TG). Es gilt demnach:

- i. $TG \neq \text{literarisches Werk} > TG$ ist lediglich *Notation* eines literarischen Werks und damit eine *persistierende Entität*.¹⁵
- ii. $TE = \text{literarisches Werk} > TE$ ist ein ‚ins Leben gerufener‘ Fundus amorpher Kleckse und damit ein *transitorisches Ereignis*. Erst im Moment seiner kompetenten Bezugnahme durch uns erhalten die Kleckse den Status ‚Zeichen‘. In diesem Fall: den Status ‚Notationen‘, ‚schriftliche Zeichen‘. Sie werden hernach durch uns im Vollzug für die Dauer des Vollzugs ‚ins Leben gerufen‘, erhalten so ein an unseren Vollzug gebundenes Dasein.

Wie immer man also sprachlich verfasste Werke, damit also auch Literatur, in den diversen kunsttheoretischen Konzepten kategorisieren mag – ontologisch sind sie *nicht* als physische Entitäten, sondern rein als transitorische Ereignisse aufzufassen. Erst indem wir lesen, sprechen, vortragen, aufführen, schreiben, lautlos memorieren etc. wird die Sprache – und auch nur währenddessen – zum Leben erweckt: *Durch uns* tritt sie als Sprache ins Sein. Und mit ihr der literarische Text.

Notationen literarischer Werke bedingen ein physisches Medium, in dem sie niedergeschrieben sind, z.B. ein Buch. Klappt jedoch niemand das Buch auf, liest auch niemand den Text. Klappt nun doch jemand diese physische Entität, das Buch, auf, so erscheinen uns die amorphen Kleckse darin im Akt, durch den Akt und während des Akts des Lesens auf Basis unseres Weltwissens, unserer dispositionellen Grundverfassung und unserer strukturell kooperativ erfolgten Sozialisation für die Dauer unseres Gebrauchs und unserer Kontextualisierung als sinnhafte Zeichen. Also als Wörter, die uns *in toto* als Text begegnen. Sprechen wir über amorphe Kleckse und über Wörter resp. Texte, so sprechen wir demnach über *drei verschiedene Status ein- und desselben Phänomens*:

- i. als perzipierte Wörter $>$ transitorische Ereignisse (**d.1**)
- ii. als geschriebene Wörter $>$ persistierende Entitäten (**d.2**)
- iii. als amorphe Kleckse $>$ persistierende Entitäten (**d.3**)

Klappen wir das Buch zu, fallen die geschriebenen Wörter (**d.2**), die wir für die Dauer unseres Vollzugs ‚zum Leben erweckt haben‘ (**d.1**), wieder in den Status ‚amorphe Kleckse‘ (**d.3.1–d.3.2**) zurück. Gäbe es nun weltweit niemanden, der das Buch aufklappen könnte, so wäre die Möglichkeit der Perzeption und zur Aktualisierung und Kontextualisierung dieser persistierenden Entitäten ‚amorphe Kleckse‘ durch ein intelligibles Handlungssubjekt *nicht* gegeben. Allerdings impliziert dieser Fall immer noch die Möglichkeit, dass die Menschheit als solche weiter-

¹⁵ Ausgespart ist dieser Stelle die überaus heikle Frage, wie eine vorliegende Notation, die ja eine *persistierende* Entität ist, verbindlich und eindeutig als Notation eines bestimmten literarischen (oder auch musikalischen) Werks, das ja ein *transitorisches* Ereignis ist, identifiziert werden kann. Es stellt sich die ganz grundsätzliche Frage: Kann überhaupt etwas, was flüchtig ist, mit etwas *identifiziert* werden, was persistiert? Zumal ja das Persistierende, die Notation, von uns mittels der Perzeption erst in einen transitorischen Zustand transformiert werden muss, um zu sein. Und sollte dies alles wider Erwarten möglich sein: Wer besitzt die Kompetenz, die Identität beider festzustellen? Aufgrund welcher Kriterien kann die Identität verbindlich festgestellt werden? Wer besitzt die Kompetenz, diese Kriterien zur Identitätsfeststellung verbindlich festzulegen? Wer legt die Kriterien fest, die Kompetenz festzustellen, diese Kriterien verbindlich festzulegen? Wer besitzt die Kompetenz, die Kriterien festzulegen, die Kompetenz festzustellen, diese Kriterien verbindlich festzulegen? Und wer legt wiederum die Kriterien fest, die Kompetenz festzustellen, die Kriterien festzulegen, die Kompetenz festzustellen, diese Kriterien verbindlich festzulegen? Unsicher zu erkennen, dass wir hier in einem iterativen Regress gefangen sind – jede Frage generiert *ad hoc* eine Nachfrage. Ersichtlich ist diese Argumentation der fallibilistischen Philosophie Hans Alberts und damit der Ablehnung jeglicher Letztbegründungsansprüche verpflichtet (Albert 1991/2010). Auch dem Anspruch, dass das hier Gesagte wahr ist: Keine Aussage kann Wahrheit beanspruchen, höchstens Wahrscheinlichkeit, bestenfalls Plausibilität.

hin gegeben ist, die amorphen Kleckse also zumindest *prinzipiell* aktualisierbar und damit kontextualisierbar wären.

Ein Sonderfall läge vor, gäbe es die Menschheit als solche nicht mehr. Denn dann wären die *persistierenden Entitäten* > *amorphen Kleckse* prinzipiell non-aktualisierbar und damit non-kontextualisierbar. Da es in diesem Fall niemanden mehr gäbe, der sie durch seine wie auch immer geartete Perzeption zum Leben erwecken könnte, wären sie nach menschlichem Ermessen zwar als persistierende Entitäten weiterhin physisch gegeben, aber eine Transformation in Wörter, kontextualisiert in ihrem wirklichen Wesen als [d.1: *transitorische Ereignisse*], wäre *prinzipiell* ausgeschlossen. Die Wörter in ihrem unwirklichen Wesen verblieben so auf ewig im Status ‚non-kontextualisierte persistierende Entitäten > amorphe Kleckse: *ens*‘.

f. Werk

Die Bestimmung der Ontologie der Wörter zeitigt auch erhebliche Konsequenzen für die Bestimmung der Ontologie sprachlich verfasster Werke.¹⁶ Das beginnt bereits bei dem Begriff ‚Werk‘. Denn während wir es in der bildenden Kunst oftmals mit Resultaten künstlerischen Schaffens zu tun haben, die persistierende Entitäten darstellen, haben wir es bei allen im weitesten Sinne performativen Künsten, also auch in der Literatur oder der Musik, mit Resultaten künstlerischen Schaffens zu tun, die kategorial different sind: Bei ihnen handelt es sich um transitorische Ereignisse.

Können die Resultate künstlerischen Schaffens in der bildenden Kunst aufgrund der bestehenden „*Handgreiflichkeit* ihrer Objekte“ (Boehm 1983: 329) problemlos mit dem aktuellen Begriff ‚Werk‘ identifiziert werden, den konsensuell eine auf die Dinghaftigkeit seiner Referenzobjekte festgelegte Bedeutung eignet, so ist dies bei ihren Pendants in der Literatur und in allen im weitesten Sinne performativen Künsten nicht ohne Weiteres der Fall. In spekulativen Diskursen wird ohne rechte Aussicht auf eine erschöpfende Antwort gefragt, was das Werk sei und was wann Werk, was schon Werk, was noch nicht Werk ist oder was nie Werk sein kann.¹⁷ Diese Diskurse führen zu solch skurrilen Thesen wie die, die uns die typentheoretische Kunstontologie offeriert. Sie umgeht die Antwort auf die heikle Frage, wie sich denn unzählige ephemere Vorkommnisse als ‚das *eine* Werk‘ begreifen lassen können, indem sie die real existierenden Tokens zu Instantiierungen des *einen* wahren Werks erklären: des Type. Nur wissen wir aber seit Peirce,

¹⁶ Vgl. zur konsequenten Differenzierung der Status dessen, was konsensuell pauschal ‚Werk‘ genannt wird, in aller Ausführlichkeit Oehm 2023b, insbesondere 219–232).

¹⁷ In einer begriffsgeschichtlichen Skizzierung zeigt die Kulturwissenschaftlerin Andrea Polaschegg auf, dass der Werkbegriff im Laufe des 18. Jahrhunderts im Deutschen eine gleich „zweifache Transformation durchlaufen (hat): Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts wurde darunter ausschließlich ein *Arbeitsprozess* verstanden, der in der gegenwärtigen Alltagssprache über Komposita wie ‚Tagewerk‘ oder ‚Handwerk‘ noch mitgeführt wird“ (Polaschegg 2019: 402). Allerdings ist eben diese „performative Bedeutungsdimension“ (ebd.: 403), zeitlich parallel zur Entwicklung der eigenständigen philosophischen Disziplin ‚Ästhetik‘, bis Ende des 18. Jahrhunderts „zugunsten der heute geläufigen Bezeichnung eines *Ergebnisses* oder *Produkts* solcher Arbeitsprozesse“ (ebd.: 402–403, Hervorhebung SO; vgl. auch Polaschegg 2020: 281–283) zurückgedrängt worden. Mit dem Bedeutungswandel des Begriffs ‚Werk‘ vom *Prozess* hin zum *Produkt* ging die weitgehende Beschränkung der Etikettierung ‚Kunstwerk‘ auf physisch-haptische *Resultate* künstlerischen Schaffens in der bildenden Kunst einher. Was die Konsequenz zu haben scheint, dass wir die Etikettierung ‚Kunstwerk‘ bei ephemeren Resultaten künstlerischen Schaffens nur äußerst zögerlich vornehmen – vielleicht ein Indiz dafür, dass wir ahnen, dass das Begriffsinventarium persistierender Entitäten transitorischen Ereignissen nicht adäquat ist. Wer käme auf die Idee, *Tschick* von Wolfgang Herrndorf, *Das Treibhaus* von Wolfgang Koeppen oder *Berlin Alexanderplatz* von Alfred Döblin ein ‚Kunstwerk‘ zu nennen? Oder *Die Vögel* von Aristophanes, *König Ödipus* von Sophokles, *Hamlet* von Shakespeare? *Purple Rain* von Prince, *Star Spangled Banner* von Jimi Hendrix oder *So what* von Miles Davis? Selbst beim *Wozzeck* von Alban Berg, dem *Praeludium der Klaviersuite op. 25 d* von Arnold Schönberg, *L’Orfeo* von Claudio Monteverdi oder den Arbeiten von Pina Bausch ist es nicht gerade üblich, sie als ‚Kunstwerke‘ zu bezeichnen. Noch schwerer tun wir uns damit, etwaige *Aufführungen* von *Die Vögel*, *König Ödipus*, *Hamlet*, *Purple Rain*, *Star Spangled Banner*, *So what*, *Wozzeck*, *Praeludium der Klaviersuite op. 25 d*, *L’Orfeo* oder von Pina Bauschs *Arien*, *Bandoneon* oder *Palermo Palermo* so zu nennen.

dass ein Type „*does not exist*“ (Peirce 1906: 505f.). Diese Erklärung führt uns also in eine Sackgasse.

Hier scheint wieder, so meine Einschätzung, unser steter abendländischer Drang, Resultate künstlerischen Schaffens als etwas Konkretes, Einzigartiges, geradezu Greifbares erfassen zu wollen, fröhliche Urständ zu feiern. Dass sich statische Werkmodelle in der Theorie der bildenden Kunst finden, „wo das Werk oftmals enger an seine materielle Erscheinung geknüpft wurde als in der Literatur“ (Kater 2019: 68), ist also recht naheliegend. Nur versuchen wir mit dem Begriffsinventarium dieser statischen Werkmodelle aber nicht nur die Resultate künstlerischen Schaffens zu erfassen, die sich im Zustand persistierender Entitäten präsentieren, sondern auch die ontologisch kategorial differenten Resultate künstlerischen Schaffens wie die der im weitesten Sinne performativen Künste (also auch die der Literatur und der Musik), die sich als transitorische Ereignisse präsentieren. Ein Bemühen, das scheitern muss: Wollen wir die kategorial differenten Resultate künstlerischen Schaffens – hier die persistierenden Entitäten, dort die transitorischen Ereignisse – gleichermaßen als ‚Werke‘ begreifen, so müssen wir uns von dem Konzept verabschieden, im Werk eine ontologische Kategorie sehen zu wollen. Wir sollten den Begriff ‚Werk‘ stattdessen als *umbrella term* auffassen, der, ungeachtet des jeweiligen Seinsstatus, *alle* im lebensweltlichen, intersubjektiven Kontext entstandenen Resultate künstlerischen Schaffens gleich welchen Mediums, gleich welcher künstlerischen Gattung, gleich welcher Qualität, gleich welcher kulturellen Herkunft, gleich welcher Epoche umfasst.

A. Metaebene: Werk

Der Begriff ‚Werk‘ ist als *Oberbegriff* aller Resultate künstlerischen Schaffens ein *Abstraktum*. Er referiert, entgegen seines alltagssprachlich konsensuellen Gebrauchs, nicht unmittelbar, sondern nur *mittelbar* auf ein konkretes *Resultat* künstlerischen Schaffens. *Unmittelbar* referiert er auf die ontologische Ebene der beiden kategorial differenten *Kategorien* der Resultate künstlerischen Schaffens [**B.1 persistierende Konkreta**] und [**B.2 transitorische Konkreta**].

B. Ontologische Ebene: Resultate künstlerischen Schaffens

B.1 persistierende Konkreta

Sie umfassen auf der Ebene physikalischer Präsenz alle Resultate künstlerischen Schaffens, die als *persistierende Entitäten* gegeben sind. Einmal von uns geschaffen, haben sie ein Sein unabhängig von uns und verbleiben in der Zeit, auch wenn wir als Menschheit *ad hoc* verschwinden sollten: *Bestand*.

- *Physisch* präsent ‚Werke‘ der bildenden Künste wie Skulpturen, Fotografien und Gemälde (aber auch: die *Notationen* sprachlich verfasster Werke).

B.2 transitorische Konkreta

Sie umfassen auf der Ebene physikalischer Präsenz alle Resultate künstlerischen Schaffens, die als *transitorische Ereignisse* gegeben sind. Sie sind an unseren Vollzug und damit in ihrem Sein an unser Dasein gebunden, vergehen also mit der Zeit: *Verlauf*.

- *Ephemer* präsent ‚Werke‘ aller im weitesten Sinne performativen Künste wie die der Gattungen Tanz, Theater, Ballett, Performance oder Poetry-Slam, aber auch die ‚Werke‘ der Musik und Literatur sowie in Teilen die der bildenden Kunst. So etwa die ‚Text-Werke‘ von Barbara Kruger, Jenny Holzer, Joseph Kosuth, Lawrence Weiner oder Markus Vater. Die *Notationen* dieser sprachlich verfassten Werke sind als solche amorphe Kleckse und damit persistierende Entitäten. Im Moment ihrer Perzeption, Aktualisierung und Kontextualisierung durch uns werden die amorphen Kleckse als geschriebene Wörter erfasst und in die Daseinsform transformiert, die ihrem wirklichen Wesen entspricht: in die transitorischen Ereignisse.

a. Manuskript, Partitur, Buch, E-Book u.ä.

Obgleich es sich bei literarischen und musikalischen Resultaten künstlerischen Schaffens generell um transitorische Ereignisse handelt, sind wir bei ihnen oftmals auch mit *persistierenden Konkreta* konfrontiert. Und dies gleich in zweierlei Hinsicht:

1. Notationen: *persistierende Konkreta*

Liegen Notationen vor – also geschriebene Wörter oder Musiknoten im non-kontextualisierten Status amorpher Kleckse (d.3.1–d.3.2) oder geschriebene Wörter oder Musiknoten im bereits kontextualisierten Status (d.2) –, so sind sie in der Regel als elektronische Spuren, Pigmente, Metalloxide oder Kunstharze, also als *persistierende Entitäten* gegeben. Sie sind damit die *persistierenden Substitute* der Wörter, deren wirklicher Seinsstatus der *transitorischer Konkreta* (d.1) ist. Perzipieren wir die *persistierenden Entitäten* ‚amorphe Kleckse‘ (d.3.1–d.3.2), so kontextualisieren wir sie als Notationen (d.2). Ist nun sowohl ihre Identifikation als auch ihre Interpretation erfolgreich, zeigt dies an, dass wir die amorphen Kleckse wahrgenommen, sie als Notation erfasst und ihre Bedeutung verstanden haben. Dies erfolgt im Rahmen unserer Aktualisierung der ‚Notationen‘, d.h. ihres Gebrauchs durch uns. Durch den Gebrauch werden die Notationen für die Dauer des Gebrauchs in eben die Daseinsform transformiert, die ihrem wirklichen Wesen entspricht: in die transitorischer Ereignisse.

2. Trägermedien der Notationen: *persistierende Konkreta*

Notationen benötigen stets ein spezifisches Trägermedium, in dessen Rahmen sie persistieren. Handelte es sich früher oftmals um Pergament, Papyrus oder Stein, so kommt heute zumeist Zellstoff oder synthetisches Material zum Einsatz (die Einordnung des ontologischen Status elektronischer Spuren wie beim E-Book oder auch bei den LED-Leuchtbändern von Jenny Holzers *Truisms* ist umstritten¹⁸).

Doch stellen all diese persistierenden Konkreta – also sowohl (1.) die *Notationen* als auch (2.) die *Trägermedien* der Notationen – *nicht* das dar, was gemeinhin unscharf als das ‚Werk‘ bezeichnet wird:

- i. Notationen sind lediglich die persistierenden Substitute der Resultate künstlerischen Schaffens aka ‚Werke‘, die allein *als transitorische Ereignisse* ein Dasein haben: Ich muss die Notation perzipieren, um sie aus dem Status ‚amorphe Kleckse‘ zu entlassen und ihr Leben zu geben.
- ii. Die Trägermedien dieser Notationen bieten den Notationen (i.) den persistierenden *Rahmen*, in dem sie den transitorischen Resultaten sprachkünstlerischen und musikalischen Schaffens aka ‚Werken‘ als persistierende Substitute dienen können.

Bücher, also gedruckte Exemplare literarischer Werke, können ihrerseits durchaus auch ‚Kunstwerke‘ sein. Das jeweilige Vorkommnis, das einzelne Buch, ist in diesem Fall aber ein Kunstwerk des Buchdrucks, jedoch *kein* Exemplar eines literarischen Kunstwerks.

Selbstverständlich kann das Druckwerk auch bei literarischen Werken mehr sein als nur schnödes Trägermedium oder eigenständiges Kunstwerk des Buchdrucks. So wird etwa für die Konkrete Poesie die Sprache zum bildkünstlerischen Utensil, wird die gestaltete Buchseite zu einem Bild (vgl. Carl Andre, der als Poet der *visual poetry* begann). Auch rezipiere ich, je nachdem, ob ich einen wertvollen Ledereinband oder aber ein schlichtes gelbes Reclam-Heftchen in Händen halte, einen Text anders (vgl. Niefanger 2019). Und warum sollen drucktechnische und buchgestalterische Aspekte für Autor:innen nicht auch integraler Teil ihres literarischen Buchkonzepts sein? Persistierende Entität und transitorisches Ereignis wären dann zu einer ähnlich

¹⁸ Alexander Averhage verdanke ich den Hinweis auf die diesbezüglich systematisch erarbeitete Position von Dominic McIver Lopes in seinem 2009 erschienenen Buch *Philosophy of Computer Art*. Eine auch nur annähernd angemessene Auseinandersetzung mit ihr würde hier den Rahmen sprengen.

sympiotischen Einheit verschmolzen wie in den ‚Text-Werken‘ von Barbara Kruger, Jenny Holzer, Joseph Kosuth, Lawrence Weiner oder Markus Vater. Damit wäre dort das *persistierende* Trägermedium konstituierendes Element eines *literarischen*, also *transitorischen* Werks, während hier ein *schriftsprachliches*, also *transitorisches* Ereignis konstituierendes Element eines *persistierenden bildkünstlerischen* Werks wäre.¹⁹

Literatur:

Albert, Hans (51991/2010): *Traktat über die kritische Vernunft*, Tübingen.

Boehm, Gottfried (1983): Das Werk als Prozeß, in: Willi Oelmüller (Hg.): *Kolloquium Kunst und Philosophie 3: Das Kunstwerk*, Paderborn.

Böhler, Arno/Herzog, Christian/Pechriggl, Alice (2013): Vorwort, in: Böhler, Arno/Herzog, Christian/Pechriggl, Alice (Hg.): *Korporale Performanz – Zur bedeutungsgenerierenden Dimension des Leibes*, Bielefeld.

Humboldt, Wilhelm von (1980): Einleitung zum Kawi-Werk. Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, in: *Schriften zur Sprache*, Stuttgart.

Humboldt, Wilhelm von (51979): *Schriften zur Sprachphilosophie*, in: A. Flitner/K. Giel (Hg.): *Wilhelm von Humboldt*, Werke in fünf Bänden, Bd. III, Darmstadt.

Humboldt, Wilhelm von (1903): *Gesammelte Schriften* [GS], Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften, VII, Berlin.

Jäger, Ludwig (2022): *Der gestische Ursprung der Sprache*, Basel.

Kater, Thomas (2019): Im Werkfokus: Grundlinien und Elemente eines pragmatischen Werkbegriffs, in: Lutz Danneberg u.a. (Hg.): *Das Werk – Zum Verschwinden und Fortwirken eines Grundbegriffs*, erschienen in der Reihe: Fotis Jannidis u.a. (Hg.): *Revisionen. Grundbegriffe der Literaturtheorie*, Berlin.

Keller, Rudi (1995): Zeichenbegriff und Metaphern, in: *Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen*, hg. von Gisela Harras, de Gruyter, Berlin.

Keller, Rudi (42014): *Sprachwandel*, Tübingen.

Keller, Rudi (22018): *Zeichentheorie*, Tübingen.

Leonardo da Vinci (1908): *Frammenti Letterari e Filosofici*, trascelti dal Dr. Edmondo Solmi, Firenze.

Niefanger, Dirk (2019): Zum Werkbegriff in der gegenwärtigen Interpretationspraxis: Exemplarische Untersuchungen, in: Lutz Danneberg u.a. (Hg.): *Das Werk – Zum Verschwinden und Fortwirken eines Grundbegriffs*, in: Fotis Jannidis u.a. (Hg.): *Revisionen. Grundbegriffe der Literaturtheorie*, Berlin.

Oehm, Stefan (2019): *Worüber reden wir, wenn wir über Kunst reden? Vom Wirken der unsichtbaren Hand*, Würzburg.

Oehm, Stefan (2021a): Entwurf zu einer grundsätzlichen Erörterung des Begriffs ‚Kunst‘, in: *Was gibt es in der Kunst zu ‚verstehen‘? Rigorose Reflexionen zum Kunstbegriff*, Würzburg.

Oehm, Stefan (2021b): Kunst – ein Konstrukt der Rückprojektion?, in: *Was gibt es in der Kunst zu ‚verstehen‘? Rigorose Reflexionen zum Kunstbegriff*, Würzburg.

¹⁹ Für sein kritisches Lektorat, das dem Text außerordentlich dienlich war, danke ich Alexander Aeverhage.

- Oehm, Stefan (2021c): *Kunst – ein Kollektivsingular?*, in: https://mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/so_kunst-kollektivsingular.pdf.
- Oehm, Stefan (2023a): *Prolegomena zu einer Revision des Werkbegriffs*, https://mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/so_revision-des-werkbegriffs.pdf.
- Oehm, Stefan (2023b): *Warum uns die Worte fehlen, wenn wir sie nicht gebrauchen. Versuch einer ontologischen Revision des Werkbegriffs*, Würzburg.
- Peirce, Charles S. (1906): Prolegomena to an Apology for Pragmatism, in: *The Monist*, Oct., Vol. 16, Nr.4. 492–546.
- Polaschegg, Andrea (2020): *Der Anfang des Ganzen. Eine Medientheorie der Literatur als Verlaufskunst*, Göttingen.
- Polaschegg, Andrea (2019): Der Gegenstand im Kopf: Zur mentalistischen Erbschaft des Werkkonzepts auf dem Sparbuch literaturwissenschaftlicher Objektivität, in: Lutz Danneberg u.a. (Hg.): *Das Werk – Zum Verschwinden und Fortwirken eines Grundbegriffs*, in: Fotis Jannidis u.a. (Hg.): *Revisionen. Grundbegriffe der Literaturtheorie*, Berlin.
- Schmücker, Reinold (2009): „Wie ist Kunst? Eine ontologische Glosse zur Permanenz des Ästhetischen“, in: Melanie Sachs/Sabine Sander (Hg.): *Die Permanenz des Ästhetischen*, Wiesbaden.
- Thomasson, Amie L. (2008): The Ontology of Art, in: Peter Kivy (ed.): *The Blackwell Guide to Aesthetics*, Part 1, Chapter 4, Hoboken.
- Tomasello, Michael (2017): *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, Frankfurt a.M.
- Wittgenstein, Ludwig (1977): *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a.M..
- Wittgenstein, Ludwig (2023): *Das Blaue Buch*, Werkausgabe Bd. 5, Frankfurt a.M.